

Blick zurück nach vorn

International Labour Studies – Internationale Arbeitsstudien

Herausgegeben von Klaus Dörre und Stephan Lessenich

Band 25

*Wolfgang Dunkel* ist Arbeitssoziologe und Wissenschaftler am Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung (ISF) München.

*Heidemarie Hanekop* ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Soziologischen Forschungsinstitut (SOFI) Göttingen.

*Nicole Mayer-Ahuja* ist Professorin für Soziologie an der Universität Göttingen sowie Direktorin des Soziologischen Forschungsinstituts.

Wolfgang Dunkel, Heidemarie Hanekop,  
Nicole Mayer-Ahuja (Hg.)

# Blick zurück nach vorn

Sekundäranalysen zum Wandel von Arbeit  
nach dem Fordismus

Campus Verlag  
Frankfurt/New York

Das dieser Publikation zugrundeliegende Vorhaben wurde mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung unter den Förderkennzeichen 01UG1512A-H gefördert. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung liegt bei den Autorinnen und Autoren.

ISBN 978-3-593-51096-5 Print

ISBN 978-3-593-44208-2 E-Book (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links.

Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Copyright © 2019 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Gesetzt aus der Garamond

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

Printed in Germany

[www.campus.de](http://www.campus.de)

# Inhalt

Sekundäranalysen zum Wandel von Arbeit nach dem Fordismus: Zur Einführung .....	7
<i>Nicole Mayer-Abuja, Wolfgang Dunkel und Heidemarie Hanekop</i>	
Archivierung und Sekundäranalyse qualitativer Daten aus der Arbeitsforschung: Das Forschungsdatenzentrum eLabour .....	25
<i>Heidemarie Hanekop und Wolfgang Dunkel</i>	
»Wir brauchen den Wasserkopf gar nicht«: Alltägliche Arbeitserfahrung und »Labor Unrest« im Spiegel von SOFI-Studien zur bundesdeutschen Automobilindustrie .....	59
<i>Nicole Mayer-Abuja und Peter Birke</i>	
»Rationalisierung in Eigenregie«: Der Aufstieg eines hegemonialen Marktdespotismus in der deutschen Automobilindustrie .....	97
<i>Thomas E. Goes</i>	
Fragmentierte Arbeit im Postfordismus: Übersehene Wechselwirkungen zwischen betrieblicher und überbetrieblicher Rationalisierung in der Automobilindustrie .....	135
<i>Harald Wolf</i>	
Autorität, Markt und Subjektivität: Ergebnisse einer sekundäranalytischen Längsschnittstudie vom Spät-Taylorismus bis zur Digitalisierung der Arbeit .....	175
<i>Wolfgang Menz und Sarah Nies</i>	

Kollektives Handeln in der Krise: Betriebliche Alltagskonflikte nach dem Boom.....	219
<i>Felix Bluhm</i>	
Beruf als Fiktion: Wandel von Berufsfachlichkeit im Einzelhandel unter flexibilisierten Beschäftigungsbedingungen.....	255
<i>Heike Jacobsen und Ellen Hilf</i>	
Prekarität und Gesellschaftsbilder jenseits des Rechtspopulismus: Eine sekundäranalytische Suche .....	291
<i>John Lütten und Jakob Köster</i>	
Autorinnen und Autoren .....	327

# Sekundäranalysen zum Wandel von Arbeit nach dem Fordismus

Zur Einführung

*Nicole Mayer-Ahuja, Wolfgang Dunkel und Heidemarie Hanekop*

## 1 Arbeit nach dem Fordismus als analytische Herausforderung

Irgendwann zwischen 1975 und 1985 war, wenn man gängigen Periodisierungen Glauben schenken mag, der Fordismus vorbei. Vor allem im Rückblick erschienen die Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg, auf die sich der Begriff meist bezieht, als eine bemerkenswert stabile, wenn auch in sich hochdynamische Phase kapitalistischer Entwicklung (vgl. Schildt 2000). Die Bundesrepublik Deutschland hatte in dieser Zeit, ähnlich wie andere Staaten Europas oder Nordamerikas, eine Phase massiven Wirtschaftswachstums, die schnelle Ausweitung industrieller Massenproduktion sowie eine rasante Zunahme von Massenkonsum erlebt. Staatliche Politik unterstützte diese Entwicklung und stabilisierte jenes »fordistische Akkumulationsregime«, das Vertreter der französischen Regulationsschule seit den 1970er Jahren untersuchten (vgl. Aglietta 1979). Um 1960 waren die Arbeitslosenzahlen in der Bundesrepublik auf einem Tiefststand angelangt, und besonders gut qualifizierte Facharbeiter waren in einer starken Verhandlungsposition, was sich in steigenden Vergütungen, einer zunehmenden Dauer von Beschäftigungsverhältnissen, innerbetrieblichen Aufstiegswegen und einer stetig verbesserten sozialpolitischen Absicherung von Lohnarbeit niederschlug.

Robert Castel hat argumentiert, dass sich unter diesen Bedingungen eine historisch neuartige »Lohnarbeitsgesellschaft« herausgebildet habe: Zum einen war ein immer größerer Anteil der erwerbstätigen Bevölkerung abhängig beschäftigt, während die Gruppe der Selbstständigen und Mithelfenden in Landwirtschaft und Handwerk kontinuierlich schrumpfte. Zum anderen wurden die Unterschiede zwischen verschiedenen Gruppen von abhängig Beschäftigten Schritt für Schritt beseitigt, und Lohnarbeit, die »lange Zeit eine der unsichersten, ja unwürdigsten und elendesten Lebensstellungen bedeutete«, wurde zur »Basismatrix der modernen ›Lohnarbeitsgesellschaft«

(Castel 2001: 11). Zugleich erlebten abhängig Beschäftigte während dieser »Goldenen Jahre« (Hobsbawm 1994) eine weit verbreitete soziale Aufstiegs- mobilität, verbunden etwa mit erweiterten Zugängen zu höherer Bildung. Unter diesen Bedingungen konnten es sich selbst Arbeiterfamilien leisten, auf den Verdienst von Ehefrauen und speziell von Müttern zu verzichten, und praktizierten erstmals ein Alleinernährermodell, das zuvor Bürgertum und Adel vorbehalten gewesen war. Dennoch fanden auch immer mehr Frauen Zugang zu Lohnarbeit und verbrachten einen wachsenden Teil ihres Erwerbslebens (vornehmlich auf Teilzeitbasis) auf einem Arbeitsmarkt, der zunehmend durch die Standards des sich in zahlreichen Auseinander- setzungen herausbildenden »Normalarbeitsverhältnisses« geprägt war (vgl. Mayer-Ahuja 2003). Weil der Arbeitskräftebedarf der boomenden Wirt- schaft dennoch nicht befriedigt werden konnte, begann die Bundesrepublik, gezielt Gastarbeiter\*innen (vor allem aus Südeuropa) anzuwerben, was den Anteil migrantischer Beschäftigter in vielen Betrieben und speziell in indus- triellen Großunternehmen deutlich erhöhte und Debatten über die sozialen und politischen Rechte der Zugewanderten auslöste. Kurz: Veränderungen auf der Makroebene sozio-ökonomischer Entwicklung gingen (auf der Mesoebene von Unternehmen) mit neuen Standards der betrieblichen Nutzung von Arbeitskraft sowie (auf der Mikroebene von Haushalt und Individuum) mit Verschiebungen etwa im Bereich der geschlechtsspezifi- schen Arbeitsteilung einher. Weil sich diese Faktoren (und viele weitere) gegenseitig verstärkten, erwies sich der Fordismus aus Sicht der Regulations- theorie als eine relativ stabile Konstellation.

Und doch war sie nicht von Dauer. Als die wirtschaftlichen Wachstums- raten um 1973 einbrachen, kehrte Massenarbeitslosigkeit auch in die Bun- desrepublik zurück. Der Sozialstaat geriet unter zunehmenden Druck – dazu trugen neben der Kombination aus rückläufigen Beitragseinnahmen und steigenden Ausgaben (als Folge von Arbeitslosigkeit) auch »neoliberale« Re- formen bei, die ihrer erklärten Absicht nach die Märkte von staatlicher Gängelung befreien sollten, aber vor allem dazu beitrugen, die Kräfte- verhältnisse zwischen Arbeit und Kapital zugunsten »der Wirtschaft« zu ver- schieben. Sozialversicherung und Arbeitsrecht gerieten zunehmend in Ver- dacht, ökonomische Dynamik zu ersticken und den eigenen nationalstaatli- chen Standort im globalen Wettbewerb zu schwächen. Viele Unternehmen gingen dazu über, Teile der Produktion oder Dienstleistungserbringung, die sie nicht als ihr Kerngeschäft betrachteten, auszulagern und an Subunterneh- men zu vergeben. Belegschaften wurden zudem dadurch fragmentiert, dass



neben weiter bestehenden Kernbelegschaften prekäre Randbelegschaften (mit befristeten Verträgen, in Leiharbeit oder Alleinselbstständigkeit) aufgebaut wurden, um flexibler mit Marktanforderungen, aber durchaus auch mit Vergütungen und Arbeitszeiten umgehen zu können. Weil viele Unternehmen weniger langfristig auf Arbeitskraft zugriffen, wurden Erwerbsbiografien schwerer planbar, die soziale Aufstiegsmobilität geriet für weite Teile der Erwerbsbevölkerung ins Stocken und selbst erworbene Zertifikate ließen sich nicht mehr umstandslos in eine höhere berufliche Stellung oder eine stabile Karriere transformieren.

Die Veränderungen in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft, die sich »nach dem Boom« vollzogen, gingen weit über die hier exemplarisch genannten Punkte hinaus. Spätestens Mitte der 1980er Jahre hatte sich dementsprechend die Auffassung durchgesetzt, dass man es in der Tat mit einem tiefen Bruch zu tun habe, der das Verhältnis zwischen Arbeit und Kapital sowie die Organisation und Kontrolle von Arbeit im Betrieb grundlegend verändern würde. So fragten etwa Kern und Schumann (1986), ob das Ende der Arbeitsteilung (in der industriellen Fertigung) erreicht sei, Hirsch und Roth (1986) sprachen von einer neuen Phase kapitalistischer Entwicklung in Europa und den USA, und André Gorz (1984) machte gar »Wege ins Paradies« aus, weil zunehmende Automation die Menschheit mehr und mehr von Erwerbsarbeit befreien werde. Weil man jedoch nicht sicher war, ob sich tatsächlich eine neue kapitalistische Formation (zumal von ähnlicher Stabilität) herausbilden würde, wählte man einen sehr vagen Begriff für die Zeit nach dem Boom: »Post-Fordismus«.

Seitdem sind mehr als 30 Jahre vergangen, und viele der Umbruchphänomene, die Mitte der 1980er Jahre ins gesellschaftliche und wissenschaftliche Bewusstsein traten, prägen die Arbeitswelt bis heute. Seien es die regelmäßig wiederkehrenden ökonomischen Krisen (die um 2008 in einer weltweiten Finanz- und Wirtschaftskrise gipfelten), seien es Wellen von organisatorischer und technologischer Rationalisierung (die aktuell vor allem im Zusammenhang mit Digitalisierung verhandelt werden), sei es die Fragmentierung von Belegschaften, die Prekarisierung von Beschäftigung, die Polarisierung von Arbeitszeiten, das Nebeneinander von tayloristischer Arbeitsorganisation und -kontrolle einerseits, indirekter Steuerung andererseits, die Zunahme der Erwerbsarbeit von Frauen, die Ausdifferenzierung von Haushaltsstrukturen und Erwerbsbiografien – all diese Erscheinungen und viele mehr tragen dazu bei, dass die Arbeitswelt unübersichtlicher geworden ist, wie Jürgen Habermas (1985) bemerkte. Es überrascht nicht, dass die »Vor-

geschichte der Gegenwart« in jüngster Zeit Gegenstand lebhafter Debatten geworden ist, wie etwa aktuelle zeithistorische Beiträge zeigen (Andresen u.a. 2015; Doering-Manteuffel u.a. 2016). Diese Geschichte wird allerdings bislang nicht unbedingt unter aktiver Beteiligung der Arbeitssoziologie geschrieben.

Der vorliegende Band soll einen Beitrag dazu leisten, dies zu ändern, indem er den Fokus arbeitssoziologischer Forschung auf Veränderungen von Arbeit und Produktion richtet, die sich »nach dem Fordismus« in der Bundesrepublik vollzogen. Dies geschieht unter Rückgriff auf empirisches Material, das im Laufe der vergangenen Jahrzehnte in zentralen Institutionen arbeits- und industriesoziologischer Forschung erzeugt wurde. Dabei handelt es um die Sozialforschungsstelle Dortmund (gegründet 1946), das Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung (ISF) in München (seit 1965), das Soziologische Forschungsinstitut (SOFI) an der Universität Göttingen (seit 1968) sowie das Institut für Soziologie an der Universität Jena (mit Vorläuferforschungen am FIAB in Recklinghausen seit 2001). Gemeinsam ist all diesen Einrichtungen, dass sie sich (beginnend mit einem Vorläuferprojekt am SOFI ab 2012) im Forschungsverbund eLabour (siehe den Beitrag von Hanekop und Dunkel in diesem Band) zusammengeschlossen haben, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, mit Hilfe der IT-basierten Sekundäranalyse von arbeitssoziologischem Material Veränderungen von Arbeit und Produktion nach dem Fordismus zu rekonstruieren.

Wenn es nun zutrifft, dass »Fordismus« gerade durch das Zusammenwirken und die gegenseitige Stabilisierung von Entwicklungen auf der Makroebene (Staat, Ökonomie), Mesoebene (Unternehmen und Betrieb) und Mikroebene gesellschaftlicher Dynamik (Haushalt, Individuum) gekennzeichnet war, sollte die Auseinandersetzung mit der Zeit »nach dem Fordismus« eigentlich einen ähnlich umfassenden Blick einnehmen. Zugleich ist es offenkundig, dass »der Fordismus« vor allem deshalb als klar abgrenzbare Periode erscheint, weil meist ein sehr stilisiertes und holzschnittartiges Bild von »fordistischer« Arbeit und Produktion gezeichnet wird. Akzeptiert man aber die Notwendigkeit, gerade den inneren Widersprüchen und der daraus resultierenden Dynamik des »Fordismus« für die Zeit vor 1975 nachzugehen, liegt es mehr als nahe, auch die Worthülse »Post-Fordismus« nicht dadurch zu füllen, dass man für die Jahre nach 1975 Diagnosen auf vergleichbar hohem Abstraktionsniveau vorlegt, die der Komplexität von Entwicklungen der Arbeitswelt noch weniger gerecht werden dürften, als es in der Vergangenheit der Fall war. Ziel muss es vielmehr

sein, die zahlreichen und erfreulich vielfältigen Detailbefunde zu Veränderungen von Arbeit »nach dem Boom«, die nicht zuletzt der Arbeitssoziologie zu verdanken sind, als Ausgangspunkt zu nutzen, um zu einer integrierten Vorstellung davon zu gelangen, in welcher sozio-ökonomischen Konstellation wir heute leben. Der vorliegende Band vereinigt Beiträge, die sich dieser Herausforderung auf Grundlage arbeitssoziologischer Forschung aus vier Jahrzehnten stellen.

Damit rücken vor allem, wenn auch nicht ausschließlich, Fragen von betrieblicher Arbeitsorganisation in das Zentrum des Interesses, mit denen sich arbeitssoziologische Forschung seit ihres Bestehens besonders intensiv befasst hat. Veränderungen von Arbeit im Unternehmens- und Betriebskontext dienen dabei als eine Art von »Brennspiegel«, in dem sich ökonomische Entwicklungen, Veränderungen von politischer Regulierung sowie gesellschaftlicher Arbeitsteilung und Reproduktion »im Kleinen« niederschlagen und konzentriert untersuchen lassen (vgl. Mayer-Ahuja 2011). In zeithistorischen Debatten spielen Veränderungen konkreter Arbeitsprozesse sowie der Betrieb als sozialer Ort von materieller oder immaterieller Produktion hingegen eine bemerkenswert geringe Rolle. Dies ist umso erstaunlicher, wenn man bedenkt, dass eine spezifische (nämlich tayloristische) Form betrieblicher Arbeitskraftnutzung weithin als materielle Basis des Fordismus betrachtet worden war. Speziell in Bezug auf die Automobilindustrie, wo Henry Ford die Standardisierung und kleinteilige Überwachung von Arbeitsprozessen unter anderem durch den Einsatz von Fließbändern perfektioniert hatte, schien der Abschied von tayloristischen Praktiken ab den 1980er Jahren den Anbruch einer neuen Zeit zu markieren. Dies galt selbst in Deutschland, wo Taylorismus nie so stark verbreitet gewesen war wie etwa in den USA. Entsprechend ist es eigentlich kaum möglich und muss unbefriedigend bleiben, den Übergang zu einer Zeit »nach dem Fordismus« zu diskutieren, ohne Veränderungen von Arbeit und Produktion gerade im betrieblichen Kontext in den Blick zu nehmen.

## 2 Wandel rekonstruieren: Potenziale einer Sekundäranalyse arbeitssoziologischen Materials

Es gibt jedoch mindestens ein weiteres gutes Argument dafür, den Betrieb in das Zentrum einer wissenschaftlichen Analyse von Arbeit nach dem

Boom zu rücken. Während historische Forschung dazu bislang selten und allenfalls für die Zeit vor 1990 Beiträge liefert (vgl. für einen Überblick etwa Priemel 2014; Allen u.a. 2010), haben Industrie- und Arbeitssoziolog\*innen das, was viele als Übergang von fordistischen zu postfordistischen Arbeitsformen verstanden, minutiös untersucht. Das dabei entstandene Material macht es möglich, historischen Wandel aus einer bislang unterbelichteten Perspektive in den Blick zu nehmen. Denn arbeitssoziologisches Material hat den entscheidenden Vorteil, dass es Einblicke in Bereiche der Arbeitswelt gewährt, die auf anderen Wegen kaum zu erreichen sind. Betriebliche Arbeitskraftnutzung ist einer historischen Analyse alleine schon deshalb schwer zugänglich, weil die Grenzen eines Unternehmens für Außenstehende alles andere als leicht zu überwinden sind – das sprichwörtliche Betriebsstor versperrt den Einblick in jene Abläufe, die direkt mit dem Arbeitsprozess verbunden sind und von denen zudem viele kaum dokumentiert werden. Im Zuge der Institutionalisierung von industrie- und arbeitssoziologischer Forschung (verstärkt seit den 1960er Jahren) erhielten Forschende jedoch Zugang zu Betrieben, führten zahlreiche Gespräche und dokumentierten diese auf verschiedene Weise (von flüchtigen handschriftlichen Notizen im Leitfaden bis hin zu wörtlichen Transkripten von aufgezeichneten mehrstündigen Interviews).

Eine weitere Besonderheit von arbeitssoziologischem Material besteht darin, dass es zu großen Teilen auf Fallstudien beruht. Dabei handelt es sich um empirische Momentaufnahmen, die dazu dienen, eine oftmals sehr spezifische Forschungsfrage zu beantworten. Dem dient die enge Fokussierung auf eine bestimmte räumliche Konstellation (meist auf ausgewählte Unternehmen, Betriebe oder Betriebsteile) zu einem bestimmten Zeitpunkt. Diese wird aus einer Vielzahl von unterschiedlichen Perspektiven rekonstruiert, indem Interviews mit Beschäftigten, mit Vertreter\*innen von Management, Betriebs- oder Personalräten sowie mit Expert\*innen (etwa für Unternehmen, Branche oder Arbeitsmarkt) in Gewerkschaften, Unternehmensverbänden oder in der Wissenschaft geführt werden. Ergänzt werden diese Einsichten oft durch eine umfangreiche Dokumentation von Presse-, Verbands-, Unternehmens- und anderen Veröffentlichungen sowie teilweise durch Arbeits(platz)beobachtungen, Gruppengespräche und in manchen Fällen sogar durch Dokumentarfilme, die in Kooperation mit Forschenden entstanden sind. Wie in einem Mosaik wird die interessierende Konstellation aus all diesen Blickwinkeln analytisch gleichsam »zusammengesetzt« (vgl. zur SOFI-Betriebsfallstudie etwa: Wittemann u.a. 2010). Das Ergebnis eines

solchen multiperspektivischen Vorgehens, auch »cross examination« genannt, ist ein besonderer Typ von Quellenmaterial, in dem ein jeweils spezifischer hermeneutischer Prozess Niederschlag gefunden hat – entsprechend wichtig ist es, die Interessen, Prioritäten und Vorgehensweisen der Primärforschenden zu kennen, um dieses Material kontextualisieren zu können.

Der multiperspektivische Zugriff auf ausgewählte (meist betriebliche) Konstellationen stellt zweifellos eine große Stärke arbeitssoziologischer Forschung dar, doch er markiert zugleich ihre analytischen Grenzen. Da sich diese Fallstudien auf die detaillierte Durchdringung des »Hier und Jetzt« konzentrieren, spielt historischer Wandel darin allenfalls eine untergeordnete Rolle. Zum Tragen kommt er (implizit) als Begründung für die Sampleauswahl, denn Arbeitssoziolog\*innen richten ihren empirischen Fokus üblicherweise auf Fälle, von denen man annimmt, dass sie zentrale Entwicklungen der Arbeitswelt besonders gut abbilden. Zudem hat das oben skizzierte, allzu simplizistische Bild von »Fordismus« über lange Zeit dazu gedient, den Neuigkeitswert der eigenen Befunde hervorzuheben, und zu guter Letzt werden in vielen arbeitssoziologischen Untersuchungen mehr oder minder weitreichende Aussagen zu künftigen Entwicklungen aus den empirischen Befunden abgeleitet. Abgesehen davon überlässt man die Erforschung von Veränderungen der Arbeitswelt weitgehend den (Zeit-)Historiker\*innen.

Die in diesem Band versammelten Beiträge schlagen einen anderen Weg ein. Ihre Verfasser\*innen gehen davon aus, dass die weitgehend ungehobenen Schätze an arbeitssoziologischem Material genutzt werden können, um Veränderungen von Arbeit im Zeitverlauf zu rekonstruieren und damit einen produktiven Beitrag zur Beantwortung aktueller arbeitssoziologischer Fragestellungen zu leisten. Dies ist allerdings mit einer Reihe von methodologischen Herausforderungen verbunden (vgl. Birke/Mayer-Ahuja 2017), denn die empirischen Momentaufnahmen, welche arbeitssoziologische Forschung seit Jahrzehnten in großem Umfang produziert, müssen zueinander in Beziehung gesetzt werden, um sich dem Wandel von Arbeit nach dem Fordismus anzunähern.

Offenkundig ist es dabei keine gangbare Option, empirische Fallstudien, die (wie oben beschrieben) in sich sehr kohärent konstruiert und auf ein spezifisches Erkenntnisinteresse ausgerichtet sind, also gleichsam als solide, nach außen klar abgegrenzte »Perlen« erscheinen, schlicht auf einer chronologischen Kette aufzufädeln und so aneinanderzureihen. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass diese »Perlen« sehr unterschiedlichen Charakter haben. Klassische Follow-up-Studien sind in der Arbeitssoziologie eher selten, ob-

wohl es nicht ungewöhnlich ist, dass über Jahre und teilweise über Jahrzehnte hinweg dieselben Unternehmen oder gar Betriebe und Abteilungen von Forschenden in den Blick genommen werden. Zudem sind diese Perlen insofern nicht ohne Weiteres aneinander anschlussfähig, als die Forschungsfragen, die an betriebliche Konstellationen herangetragen werden, sich von Studie zu Studie verändern – und dies hat Auswirkungen auf Interviewleitfäden, Sample-Zusammensetzung und letztlich auf die Aussagen der Interviewten. Daher muss stets sorgfältig diskutiert werden, ob Unterschiede zwischen zwei Interviewpassagen aus verschiedenen Fallstudien tatsächlich auf historischen Wandel verweisen – oder lediglich Verschiebungen in Forschungsfragen und Erhebungsmethoden reflektieren. Entsprechend braucht es eine doppelte Kontextualisierung: Um ein spezifisches Phänomen und seine Veränderungen im Zeitverlauf angemessen zu analysieren, muss das verwendete Interviewmaterial zum einen in seinem studienbezogenen Kontext verortet werden. Man muss zum Beispiel wissen, welche Fragen aus welchem Forschungsinteresse heraus an wen (und an wen nicht) gestellt wurden, da nur so die Aussagekraft des Materials beurteilt werden kann. Zum anderen wird auf dieser Grundlage eine zeithistorische Kontextualisierung möglich, also die Berücksichtigung der besonderen zeit-räumlichen Konstellation, in der eine Fallstudie stattfand. Beides ist Voraussetzung dafür, empirisches Material nachzunutzen und es gezielt »gegen den Strich zu lesen«, um mit seiner Hilfe Antworten auf neue Fragen zu finden, welche die Primärforscher\*innen nicht unbedingt im Blick hatten.

### 3 Die Beiträge

Die in diesem Band versammelten Beiträge konfrontieren das Problem, aus der Aneinanderreihung von soziologischen Fallstudien, die als empirische Momentaufnahmen auf den jeweiligen Entstehungszeitpunkt fokussiert und damit in gewisser Weise geschichtsblind sind, historischen Wandel zu rekonstruieren, nun auf sehr unterschiedliche Weise.

Vorangestellt ist zunächst ein Beitrag von Heidemarie Hanekop und Wolfgang Dunkel, der den methodischen und institutionellen Kontext der in diesem Band versammelten Forschungsarbeiten umreißt. Die Autor\*innen rekonstruieren zunächst die internationale Debatte um die Archivierung und Sekundäranalyse qualitativer Daten. Dabei vertreten sie die These, dass

viele der in dieser Debatte verhandelten Probleme damit zusammenhängen, dass für die qualitative Sozialforschung eine enge Verbindung zwischen den Daten und ihren Erzeuger\*innen konstitutiv erscheint und diese Selbstverständlichkeit zunehmend in Frage gestellt wird. Dies gilt auch für die Arbeits- und Industriesoziologie, in der sich seit Mitte des letzten Jahrhunderts die qualitative Fallstudie als wichtige Forschungslinie etabliert hat. Die Beiträge in dem vorliegenden Band stehen in der Tradition dieser Debatte. Sodann wenden sich Hanekop und Dunkel den Unterschieden und Gemeinsamkeiten dieser Beiträge zu, die überwiegend den Wandel von Arbeit in einer Längsschnittperspektive behandeln, aber speziell in Hinsicht auf methodische Fragen (wie das Sampling) vielfältige Wege beschreiten. Abschließend wird das Forschungsdatenzentrum eLabour vorgestellt, das parallel zur Durchführung der Sekundäranalysen von den beteiligten Instituten aufgebaut wird. Zur Sprache kommen die Forschungsdaten, die dort archiviert werden; die Möglichkeiten der Kontextualisierung dieser Daten; Fragen von Ethik und Datenschutz; sowie die Infrastruktur und die Leistungen, die das Forschungsdatenzentrum sowohl für datengebende Institute und Wissenschaftler\*innen wie auch für die Sekundärforschung bereitstellt. Aufgezeigt wird, wie qualitative Daten aus der Arbeits- und Industriesoziologie zukünftig IT-gestützt archiviert und für die Forschung genutzt werden können.

Die ersten drei sekundäranalytischen Beiträge befassen sich mit der »fordistischen« Branche par excellence: der Automobilindustrie. Peter Birke und Nicole Mayer-Ahuja diskutieren hier zunächst Fragen von alltäglicher Arbeitserfahrung und »Labor Unrest«. Der Schwerpunkt liegt dabei auf SOFI-Studien, die seit den frühen 1990er Jahren durchgeführt wurden, als die Branche massive Erschütterungen durch weltwirtschaftliche Veränderungen nach dem Fall des »Eisernen Vorhangs« erlebte. Zwar geht es Birke und Mayer-Ahuja in erster Linie »um eine theoretisierende Annäherung an die Veränderung von Verlaufsformen betrieblicher Konflikte«. Historischer Wandel kommt jedoch in diesem Fall nicht zuletzt darin zum Ausdruck, dass die ausgewählten empirischen Momentaufnahmen (aus den Jahren 1993, 2003 und 2005), die sich in klassisch arbeits- und industriesoziologischer Manier auf die detaillierte Rekonstruktion betrieblicher Konstellationen konzentrieren, selbst als Indikatoren für grundlegende Veränderungen der Arbeitswelt außerhalb der Unternehmensgrenzen dienen können. Während Anfang der 1990er Jahre noch die Möglichkeiten einer Humanisierung der Arbeit von industriellen Kernbelegschaften durch die Einführung von

Gruppenarbeit im Mittelpunkt des Forschungsinteresses standen, wendete sich das SOFI Anfang der 2000er Jahre den befristet oder in Leiharbeit beschäftigten Randbelegschaften der großen Automobilkonzerne zu. Mitte der 2000er hingegen stand ein Projekt zur Integration von Langzeitarbeitslosen weit oben auf der Forschungsagenda – die Tatsache, dass arbeitspolitische Innovationen zur Schaffung »guter Arbeit« immer schwerer durchsetzbar waren und dass zunehmend nicht mehr über den Skandal prekärer Arbeit gesprochen wurde, sondern sich die Überzeugung durchgesetzt hatte, dass (fast) »jede Arbeit besser« sei als keine, lässt sich demnach direkt an den Forschungsfragestellungen ablesen, die in einem arbeitssoziologischen Institut wie dem SOFI bearbeitet wurden.

Auch Thomas Goes befasst sich in seinem Beitrag mit Industriearbeit in der Automobilindustrie, richtet den Fokus allerdings auf Veränderungen der Arbeitsbeziehungen im Laufe der 1980er und 1990er Jahre, die sich, so seine These, als »Aufstieg eines hegemonialen Marktspotismus« interpretieren lassen. Im Hinblick auf die Annäherung an historischen Wandel setzt dieser Aufsatz zwei besondere Akzente: Zum einen befasst sich Goes eingehend mit der Frage, wie die Wechselwirkungen zwischen Veränderungen im betrieblichen Kontext und Veränderungen außerhalb des Betriebes (in Burawoys Terminologie: zwischen »politics in production« und »politics of production«) analytisch gefasst werden können. Er schlägt zu diesem Zweck vor, von einem Kräftefeld auszugehen, das »durch Restrukturierungen der Arbeitsorganisation und Produktionskonzepte, der Marktbedingungen und der staatlichen Regulation (die die Abhängigkeit der Lohnarbeit vom Kapital erhöhen oder abmildern kann)« konstituiert wird. Die Veränderungen dieses Kräftefeldes münden sodann in die Herausbildung unterschiedlicher Produktions- und Arbeitsbeziehungsregime. Konkret bedeutet dies, dass die empirischen Momentaufnahmen der Arbeitssoziologie (die in diesem Fall wiederum aus dem SOFI stammen) quasi nachträglich re-kontextualisiert werden. Goes zufolge reicht es nicht aus, den studienbezogenen Kontext *en detail* zu kennen, um vorliegendes Material angemessen nutzen zu können – vielmehr muss im Zuge der Sekundäranalyse jener zeithistorische Kontext, der etwa durch Wirtschaftszyklen, Arbeitsmarktdynamiken oder politische Einflüsse auf Produktion und Arbeit geprägt ist und den die Forschenden meist »im Kopf haben«, ohne dies in Worte oder Dokumente zu fassen, nachträglich neu konstruiert werden. Dabei können durchaus Kontextfaktoren in den Blick geraten, deren Bedeutung den zeitgenössischen Forscher\*innen verborgen geblieben ist. Zum anderen geht Goes auch insofern



über die studienbezogene Kontextualisierung des vorliegenden Materials hinaus, als er systematisch Zeitzeug\*innen zu Wort kommen lässt, die zwar nicht an der Originalstudie, aber doch an der zu analysierenden Betriebs- und Branchenkonstellation beteiligt waren. Indem er die Autobiografien führender Managementvertreter der Automobilindustrie ebenso einbezieht wie die Wortmeldungen derjenigen, die (zum Beispiel als oppositionelle betriebliche Aktivist\*innen) von den SOFI-Forscher\*innen anders als Betriebsräte nicht befragt wurden und mit denen Goes rückblickende Expert\*innen-Interviews durchführt, eröffnet er eine zusätzliche Kontextdimension: Es geht nicht nur darum, die jeweilige empirische Betriebsfallstudie in längerfristigen Entwicklungen zu verorten, die sich auf der Makroebene von Ökonomie und Politik vollzogen haben – vielmehr wird der multiperspektivische Zugriff auf den betrieblichen Kontext durch Einbeziehung zusätzlichen, teilweise neu erhobenen Materials um weitere Perspektiven bereichert. Speziell die zusätzlichen Expert\*innen-Interviews, in denen vergangene Ereignisse und Entwicklungen reflektiert werden, schaffen neue Einsichten und werfen jene interessanten Fragen zum Umgang mit menschlichen Erinnerungen auf, die aus der »Oral History« bekannt sind.

Wenn Harald Wolf sich in seinem Aufsatz mit der bundesdeutschen Automobilindustrie beschäftigt, stellt er hingegen vor allem die Fragmentierung von Unternehmen und deren Folgen für Arbeit und Arbeitende in den Mittelpunkt. Im Hinblick auf die Analyse von historischem Wandel ist dieser Beitrag in doppelter Hinsicht interessant: Zum einen stellt Wolf fest, dass es unmöglich ist, im klassischen Sinne chronologisch vorzugehen, also etwa eine Analyse von Fragmentierungsprozessen in den 1970er Jahren beginnen zu lassen – das Phänomen war den Zeitgenoss\*innen schlicht nicht bewusst, und entsprechend war es nicht Gegenstand soziologischer Studien. Daher geht Wolf umgekehrt vor: Sein Ausgangspunkt ist die aktuelle Situation, in der Unternehmensstrukturen und Arbeitsprozesse vielfach fragmentiert sind – im Kontext von Wertschöpfungsketten, aber auch von Wirtschaftsorganisationen im engeren Sinne sind diverse betriebliche und überbetriebliche, teilweise Branchengrenzen überschreitende Beziehungen festzustellen, die auf einer komplexen Kombination aus Fragmentierung und Neu-Ver-netzung beruhen. Von diesem Ist-Zustand aus arbeitet sich Wolf gleichsam zurück durch die Jahrzehnte, bis er im Jahr 1980 bei einer Konstellation anlangt, in der große Unternehmen selbst die Urahnen der Industrieroboter im eigenen Hause fertigten. Methodologisch stellt ihn dies vor die Herausforderung, Keimzellen künftiger Entwicklungen in empirischem Material zu

identifizieren, dessen soziologische Erzeuger\*innen ein vertikal integriertes Großunternehmen für selbstverständlich hielten und ihre Erhebung entsprechend ausrichteten. Wie stark prägen also die theoretischen Überzeugungen der Forschenden das, was sie »im Feld« zu analysieren in der Lage sind – und kann eine spätere Re-Analyse »fordistische Vor-Urteile« nachträglich überwinden? Zum anderen zieht Wolf (neben Vergangenheit und Zeitpunkt des Projektstarts) eine weitere zeitliche Dimension ein, indem er im Rahmen seines sekundäranalytischen Projekts neues empirisches Material erhebt. Damit schafft er einen doppelten Verfremdungseffekt: Nicht nur wird Material der 1980er Jahre mit Fragestellungen konfrontiert, die für die damals Forschenden im Wortsinne »undenkbar« waren – vielmehr nähert er sich aktuellen Konstellationen auch gezielt auf Grundlage von Erkenntnissen über die historische Entwicklung der Fragmentierung von Unternehmen und Arbeit an, was es ihm erlaubt, heutige Selbstverständlichkeiten im Lichte früherer Selbstverständlichkeiten produktiv in Frage zu stellen.

Wolfgang Menz und Sarah Nies gehen anhand von Studien, die seit Mitte der 1970er Jahre am ISF München und an der Universität Frankfurt durchgeführt wurden, der Frage nach, wie sich die subjektive Wahrnehmung von Markt und Autorität unter Industriearbeiter\*innen über die Jahrzehnte gewandelt hat. Damit wird eine einflussreiche These bezüglich des langfristigen Wandels der Arbeitswelt auf den Prüfstand gestellt: die These, dass im Fordismus eine klare Trennung zwischen Markt und Organisation bestanden habe, während heute die »Vermarktlichung von Unternehmen« weit vorangeschritten sei, so dass die Grenzen zwischen Organisation und ihrem Umfeld immer schwerer zu bestimmen seien. In diesem Fall wird Wandel rekonstruiert, indem der Blick über verschiedene »leistungspolitische Epochen« (Spättaylorismus um 1975, radikale Vermarktlichung um 2000, Digitalisierung von Produktion und Arbeit in der Gegenwart) hinweg immer wieder auf jene Beschäftigtengruppen (in Metall-, Elektro- und Automobilindustrie) gerichtet wird, die als besonders typisch für fordistische Industrieproduktion galten. Nachweisen lässt sich, wie die direkte Kontrolle und teilweise Gewalt von Vorgesetzten über die Jahre hinweg aus dem subjektiven Blick der Beschäftigten verschwanden, während Autorität zunehmend entpersonalisiert über Kennziffern und Zielvorgaben durchgesetzt wurde, die immer größere Leistung erforderten – weshalb der (im Beitrag von Bluhm) kritisierte Befund einer »adressatenlosen Wut« im Zeitverlauf immer näher lag. Allerdings zeigt die Re-Analyse zugleich, dass »Vermarktlichung« kein gleichmäßiger Prozess war – und dass wir es in den 1970er Jahren keines-

wegs mit jenem »Nullpunkt« zu tun haben, den man identifizieren müsste, um einen klaren Bruch zwischen Fordismus und Postfordismus behaupten zu können. Vielmehr stellen Menz und Nies bereits für 1976 ein »Nebeneinander von marktorientierter Arbeitskraftflexibilisierung und konventioneller Zeit- und Leistungs politik« fest. In den späteren Studien begegnen ihnen zudem massive Branchenunterschiede, selbst innerhalb des großbetrieblich organisierten industriellen Sektors. In methodologischer Hinsicht war auch in diesem Projekt die Herausforderung zu meistern, »neue Fragen über das alte Material zu legen«, wie es Nies und Menz formulieren, und die empirischen Momentaufnahmen angemessen zu kontextualisieren. Letzteres sei vor allem dadurch erleichtert worden, heißt es in diesem Beitrag, dass die Fragestellungen der Studien zumindest in der Tendenz ähnlich waren und man zum Teil mit selbst erhobenem Material gearbeitet habe, man »das Feld« also aus persönlicher Anschauung kenne. Hier scheint eine interessante forschungsethische Diskussion auf: Die persönliche Beteiligung an der Erzeugung von empirischem Material, die Arbeitssoziolog\*innen als analytischen Glücksfall deuten, erscheint aus Perspektive von Zeithistoriker\*innen als Problem, das mangelnde professionelle Distanz nahelegt. Kurz: Der (die Autor\*innen dieses Bandes vereinende) Anspruch, als Arbeitssoziolog\*innen nicht nur die Geschichte der Arbeit, sondern durch Sekundäranalyse in eigener Regie gleichsam auch unsere eigene Geschichte als Forschungsdisziplin zu schreiben, bedarf der Rechtfertigung – dass es möglich ist, diesen Anspruch einzulösen und dass sich die Mühe lohnt, zeigen hoffentlich die Beiträge dieses Bandes.

Den weitesten zeitlichen Bogen spannt in mancher Hinsicht Felix Bluhm mit seinem Aufsatz über »betriebliche Alltagskonflikte nach dem Boom«. Anhand einer Re-Analyse von Beschäftigteninterviews aus der »Wertstudie« (Schumann u.a. 1982), die in den 1970er Jahren nach den Folgen des damaligen Rationalisierungsschubs für die Beschäftigten gefragt hatte, versucht er Antworten auf eine hochaktuelle Frage zu formulieren: Inwiefern ist es überzeugend, davon auszugehen, dass Arbeitende unter Bedingungen einer ökonomischen Krise nicht nur das »Wir« aus dem Auge verlieren, also darauf verzichten, im betrieblichen Alltag kollektiv zu handeln, sondern zugleich auch ihr Gegenüber immer schwerer fassbar wird, was Wut adressatenlos macht und letztlich zu einer »Krise ohne Konflikt« beiträgt? Bluhms Untersuchung nimmt just jene Jahre (nach dem Einschnitt der Ölkrise 1973) in den Blick, als nach landläufiger Auffassung der Fordismus zu Ende ging, tut dies allerdings anhand einer Branche, in der überhaupt erst zu diesem Zeit-

punkt versucht wurde, handwerkliche Fertigkeiten und Kooperationsbeziehungen durch tayloristische Reorganisation zurückzudrängen. Der Rückgriff auf vierzig Jahre altes empirisches Material dient dabei in dreifacher Hinsicht der Auseinandersetzung mit historischem Wandel: Erstens erinnert Bluhm an die Erkenntnis der Primärforscher\*innen, dass die Komplexität der Arbeitswelt der Vorstellung eines klaren Schnitts zwischen Fordismus und Postfordismus widerspricht: Weder die Dominanz handwerklicher Kleingruppen in der »fordistischen« Werftindustrie noch die Taylorisierung von Arbeitsprozessen Ende der 1970er Jahre passt zu landläufigen Vorstellungen eines Epochenbruchs um 1975. Zweitens liegt Bluhms Perspektive die Annahme zugrunde, dass sich am Beispiel der Arbeit auf der Werft grundlegende Wirkmechanismen identifizieren lassen, die gleichsam unabhängig vom konkreten historischen Kontext sind – und damit auch heute Beachtung verdienen. So argumentiert er, dass konkrete Kooperation im Arbeitsprozess eine Basis für solidarisches betriebliches Alltagshandeln schafft, das in ganz unterschiedlicher Weise zum Ausdruck kommen kann, oder dass sich die Grenzen des Kollektivs im Arbeitshandeln verschieben, weil sie immer wieder neu verhandelt werden (wobei etwa Leiharbeiter oder »Gastarbeiter« mehr oder minder stark ausgegrenzt werden). Zum dritten legt Bluhms Aufsatz eine wissenschaftshistorisch interessante Diagnose nahe: Wenn aktuelle Forschung nicht in der Lage ist, etwa in den Jahren nach der weltweiten Finanz- und Wirtschaftskrise ab 2008 in den Betrieben mehr als individualisierte Ohnmacht oder bestenfalls »exklusive Solidarität« zu entdecken, so könnte dies durchaus auch an den gewählten Fragestellungen und empirischen Zuschnitten liegen. Die Veränderung von Arbeitsprozessen und die darin liegenden Potenziale für kollektives Handeln zu analysieren erfordert eine ebenso breite wie tiefe Empirie. Dies war auf den Werften gegeben, ist aber unter gegenwärtigen Bedingungen von Forschungsförderung kaum noch möglich. Kurz: Der historische Rückblick dient Bluhm dazu zu diskutieren, was sich seit den 1970er Jahren *nicht* verändert hat (Potenziale für kollektives Handeln bestehen fort) und warum diese Potenziale heute schwerer zu erkennen sind (Forschungsbedingungen und -perspektiven haben sich verändert).

Heike Jacobsen und Ellen Hilf zeichnen auf Grundlage einer Sekundäranalyse der umfangreichen Studien zu Frauenarbeit im Einzelhandel, die an der Sozialforschungsstelle Dortmund durchgeführt wurden, nach, wie sich Standards von Berufsfachlichkeit in dieser Branche seit 1980, »dem Höhepunkt der Industriegesellschaft«, verändert haben. In methodologischer